

Nr. 133. Bydgoszcz/ Bromberg, 14. Juni 1938

Monika

Ein Schicksalsroman von Hans Ernst.

(12. Fortsetzung.) ——— (Nachdruck verboten.)

Ursula Wimmer ist draußen im Flachland daheim. Sie ist auch eine Verwandte von der Kollerin. Freilich hat sie sich bisher nicht um sie gekümmert, sondern hat immer auf einen Mann gewartet. Und weil halt gar keiner hat anbeißen wollen, ist ihrer Mutter der treffliche Gedanke gekommen:

„Gehst zu der Kollerbase nach Breitbruck. Der alte Neidkragen hat Geld zum Ersticken. Ich hab g'hört, daß sie's nimmer recht lang machen wird. Wenn du's ordentlich anpackst, kannst den Hof erben, dann kriegst gleich einen Mann.“

Und so hat sich die Ursula mutig und zuversichtlich aufgerafft aus ihrem Weltschmerz und ist nach hier gekommen. Da springt sie nun seit acht Tagen um die Kollerin herum wie ein junger Zwerggockel, den das Leben recht freut.

Die Kollerin sagt sich: „Ich hab ihr net geschrieben, schaff sie auch net fort, aber Lohn kriegt sie keinen.“

Monika hat von dem keine Ahnung, kennt das Mädchen auch nicht.

„Wer bist du denn?“ fragt sie.

„Du kennst mich gar net? Die Wimmer-Ursula bin ich. Mein Vater und der Kollerbasl ihr Mutter warn Geschwisterkinder. Und du bist wohl die Monika. Hab schon g'hört von dir.“

„Ja, Monika heiß ich“, sagt Monika kurz angebunden und wendet sich an Much. „Komm, Much, hilf mir die Küh anhängen.“

Die Ursula verzieht den Mund wieder und läuft zur Base vor, um ihr in die Stube zu helfen.

„Die is uns grad noch abgangen. Spannst was, Monika?“

„Und ob. Erbschleichn will s' halt auch.“

Als Monika eine Weile später die Stube betritt, sitzt die Base schon im Ofenwinkel, und Ursula breitet ihr soeben mit einem schmalzfreundlichen Redeschwall eine wollene Decke über die Knie.

„Tu mir nur schön still sitzen bleiben, Basl. Net, daß du mir die Deckn wieder abistreifst. Warm mußt haben, allweil recht schön warm, gelt, Basl. Dann kann nix fehln. Dann kannst wieder g'sund werden. Bloß warmhalten mußt dich, weil dann 's Geblüt die richtige Zirkulation hat, weißt.“

„Geld abliefern!“ sagt die Kollerin zu Monika schreiend.

„Geh, Basl, schrei doch net so, ich hör doch ganz gut“, antwortet Monika und zählt die Münzen, die sie oben von den Touristen für Milch und Butter empfangen hat, auf den Tisch.

„Muß man schon schrein, sonst gehts ja doch bloß beim einen Ohr nein und beim andern naus, net wahr?“

Monika wendet das Gesicht nach der Neuen. Aber Ursula verschwindet in dem Augenblick aus der Stube, zieht die Tür hinter sich zu und horcht draußen.

„So, jetzt kenn ich mich aus. Hast dir eine Zuträgerin auf den Hof genommen?“ fragt Monika.

„Ich hab ihr net geschrieben. Aber sie kann dableiben. Ich brauch beständig eine Person um mich. Ihr zwei wechselt ab. Eine Woch du, und eine Woch die andere. Auf Lichtmeß hab ich der Resl schon kündigt. Also, wieviel hast Geld?“

„Sechsunddreißig Mark sind's.“

„Net mehr? Geh her zu mir. Hast net gehört, hergehn sollst!“ Und als Monika vor ihr steht: „Dreh die Kittelsäck um!“

Dem Mädel schlägt eine Blutwelle ins Gesicht. Mit einem Ruck richtete sie sich auf, und ihre Stimme hat harten Klang.

„Ja, glaubst denn du, ich stehl dir was?“

Die Alte merkt nun selber, daß sie ein wenig zu weit gegangen ist.

„Ist schon gut“, lenkt sie ab. „Derfst dich net wundern, wenn ich mißtrauisch werd. Alles interessiert sich plötzlich für mich — will sagen für mei Sach. Oder meinst, ich weiß net, warum die andere jetzt kommen is?“

„Das will ich net wissen, Basl“, antwortet Monika, und wendet sich ab.

„Da bleibt ihr aber der Schnabel sauber. Die haben sich vorher auch net kümmert um mich. Und was ich noch sagen will: ich hab da g'hört, du hättest mit dem Haller-Jakob getanzt auf seiner Hochzeit. Ich will net hoffen, daß es wahr ist.“

„Doch, Basl, es ist schon wahr“, antwortet Monika.

„Was? Du hättest mit dem —?“ Die Alte streift die Decke von den Knien und greift nach dem Stock. Aber beim Schritt sinkt sie schon wieder mit einem Wehschrei auf die Bank nieder. „Das ist ja allerhand. Weißt denn du net, daß ich denen Feindschaft geschworn hab für alle Zeiten? Und du gehst hin und tanzt mit ihm.“

„Du hast dich nur mit dem alten Sägemüller verfeindet. Der Jakob war ja damals noch ein Bub. Und überhaupt, reg dich net auf, Basl, du brauchst keine Angst haben, daß es nochmal g'schieht. Mit dem da drunten bin ich fertig für alle Zeiten.“

Monika verläßt die Stube und läßt die Alte allein. Witternd hebt die Kollerin das Kinn. „Was soll denn das jetzt wieder heißen? Fertig für alle Zeiten. Da muß ich noch einmal näher nachfragen, wie das g'meint ist.“

Aber am Abend denkt sie schon nicht mehr daran. Nur den alten Much nimmt sie ins Verhör.

„Und du hast gar nix g'merkt, daß das Madl droben auf der Alm irgendwie ein G'spusi angefangen hat?“

Much schüttelt den Kopf.

„Gar nix hab ich gemerkt. Auf Ehr und Seligkeit. Nur der Jäger ist ein paarmal kommen.“

„So? Was denn für einer?“

„Der Lechner-Sebastian. Aber die Monika hat ihn net wollen.“

„Wird auch ihr Glück sein. Die muß den Höhenberger-Sepp heiraten. Wenn sie ihn net mag, mach ich kurzen Prozeß. Die Ursula wird ihn dann schon mögen. Die is froh, wenns einen Mann kriegt. Freilich wärs mir anders lieber. Zu dir g'sagt, Much, ich mag sie net recht, das zahnluckete Luder. Weils gar so rumschwanzelt um mich. Das is mir schon das Rechte. Was meinst du, Much?"

„Ganz recht, Kollerin, ganz recht. Sixt, du kennst dich halt aus bei den Menschen. Die Monika is ganz ein anderer Kerl."

„Ja, ja, weil ich sie so erzogen hab. Das ist mein Verdienst ganz allein. Sag selber, Much."

„Freilich, freilich", bestätigt der Alte. Oh, er kennt die Kollerin und weiß ihre Stimmungen auszunützen.

„No ja, ich hab halt getan, was ich tun mußt. Und weil du auf der Alm so gut aufpaßt hast auf das Mad! — da, hast den Kellerschlüssl. Hol dir ein Flascherl Bier rauf. Aber bloß eins. Ich weiß schon, wieviel daß drunt sind. Dreizehne müssen es noch sein."

Much dreht sich schmunzelnd um und geht hinaus. —

Es dauert beinahe acht Tage, bis sich Monika herunten wieder ein wenig eingewöhnt hat. Mit wachsendem Unmut sieht sie, wie die Ursula um die Base herumschleicht, und ein paarmal hat sie ihrem Unmut schon freien Lauf gelassen und hat der Ursula die Meinung gesagt. Aber Ursula nimmt die Vorwürfe mit bewundernswerter Sanftmut hin, setzt eine demutsvolle Duldermiene auf und denkt sich heimlich: „Wart nur, du, wenn ich einmal Herr bin da, bist du die erste, die 'nausfliegt."

Dem Jakob ist die Monika bis jetzt noch nicht begegnet. Aber trotzdem weiß sie genau Bescheid, wie es zugeht drunten in der Sägemühle. Die Knechte des Sägemüllers erzählen es Sonntags im Wirtshaus, und die Kollerknechte bringen es wieder heim.

Ganz verrückt sei der Sägemüller-Jakob mit seiner jungen Frau. Sie darf nichts arbeiten, nur das, was sie freut. Er nimmt sie sogar auf die Jagd mit; seit kurzem hat er nämlich die Gemeindejagd gepachtet. Ein richtiges Kind, ja, ein richtiggehendes Kind sei der Jakob geworden. Könnte man sonst verstehen, daß ein ausgewachsenes Mannsbild sich in irgend einem dunklen Winkel des Hauses versteckt und dann „Kuckuck" schreit. Die Frau sucht ihn dann; meist weiß sie ja schon, wo er steckt. Und dann herzen sie sich ab wie ein ganz jungverliebtes Pärchen. Neuerdings hat er plötzlich die alte Wiege vom Speicher geholt, und der Maler mußte kommen und sie renovieren. Als wenn das nicht noch Zeit gehabt hätte. Er ist doch erst seit einem Vierteljahr verheiratet. Immerhin, man weiß also jetzt, daß der Sägemüller im Frühjahr einen Sohn haben wird. Er sagt es wenigstens immer: „Ein Bub muß es sein."

Das von der Wiege und dem Kind erzählt einer der Kollerknechte während des Mittagessens. Und sie lachen alle darüber, nur die Monika verfärbt sich, legt den Löffel weg und steht auf.

„Was hast denn, Narrisches?" fragt die Kollerin verblüfft.

„Nix, ich hab bloß kein Appetit heut."

„Sooo? Hast halt kein Knödlzahn, gelt. Mußt halt warten, bis dir die bratnen Hendl ins Maul einefalln."

Monika gibt keine Antwort und geht in den Stall hinaus. Dort findet sie dann Much eine Weile später, wie sie vor dem kleinen Fenster steht und mit zehrendem Blick zu den Bergen hinaufschaut, die schon weiße Kappen tragen.

„Geh, nimms doch net gar so schwer", versucht der Alte zu trösten.

„Du hast leicht reden, Much. Was weißt du, wie es in mir ausschaut. Allweil wieder hörn müssen, wie glücklich er mit der anderen ist. Das tut weh, Much."

„Ja, ich glaub dirs schon. Aber schau, in die harten Sachen, da muß man sich neinschicken, da hilft alles nichts."

„Du hast gut reden, Much." Monika wendet ihm ihr Gesicht zu. „Ich wollt, ich wär so alt wie du, dann hätt ich wenigstens nimmer weit hin zum kalten Grab. Und wüßt nix mehr." Sie greift nach der Mistgabel und stößt das Stallgatter auf. „Ich geh zum Mistbreiten naus. Da draußen is es mir noch am liebsten. Im Haus mein ich manchmal grad, es müßt mich alles erdrücken."

An diesem Nachmittag sieht sie den Sägemüller-Jakob zum ersten Male wieder. Er kommt aus dem Wald, die Büchse hinter dem Rücken, den Schweißhund an der Seite. Er hat die Frauengestalt auf dem Acker wohl zu spät erkannt, sonst hätte er sicher einen anderen Weg genommen.

So aber ist es bereits zu spät, um ohne Schande noch umkehren zu können. Es läßt sich nicht vermeiden, er muß direkt an ihr vorbei. Er überlegt krampfhaft, was er wohl sagen könne. Schon zählt er die Schritte. Zehn sind es noch, jetzt nur mehr acht.

„Monika", wird er sagen. „Ganz gut, daß ich dich treff. Ich wollt nämlich, weißt schon, wir müssen doch darüber einmal reden . . ."

Jetzt sind es nur mehr drei Schritte. Monika schleudert eine Gabel voll Mist hinaus, dann stößt sie plötzlich die Gabel in den Erdboden, faltet die Hände über dem Stiel und stützt das Kinn darauf. So schaut sie ihm entgegen, schaut mitten in sein Gesicht. Ihr Unterlippe schiebt sich dabei etwas vor.

Ja, da sprich einer unter diesem zwingenden Blick. Der Sägemüller bewegt die Lippen, bringt aber keinen Ton heraus. Eine Blutwelle schießt ihm ins Gesicht, und dann hebt er in seiner grenzenlosen Verlegenheit die Hand und tippt grüßend an den Hutrand. Und dann ist er vorbei. Aber er spürt die Blicke in seinem Nacken, spürt sie wie Nadelstiche. Ganz unwillkürlich duckt er den Kopf ein. Dann bückt er sich und läßt den Hund von der Leine. Der surrt zurück und beschnuppert die Frauengestalt, die immer noch unbeweglich steht mit starrem Blick. Sie schaut ihm nach, bis eine Bodenwelle ihn verdeckt. Dann schließt sie einen Moment die Augen. Sie spürt eine unendliche Traurigkeit auf sich herabsinken. Mechanisch reißt sie die Gabel aus dem Boden, schaut ein wenig um sich. Alles ist grau in grau, der Himmel und die Ferne. Ganz tief hängen die Wolken, und es wird bald Schnee geben.

Es ist nicht wahr, daß Monika ganz unberührt blieb von der Begegnung. Soweit also hat es kommen können, daß zwei Menschen, deren Herzschlag in stiller Stunde eins gewesen, aneinander vorübergehen wie Menschen, die sich nicht kennen. Diese Begegnung hat etwas in ihr aufgerissen. Das spürt sie auch die nachfolgenden Tage, als ihr die junge Sägemüllerin auf einem Weg ins Dorf begegnet. Die Sägemüllerin grüßt freundlich, wie es überhaupt ihre Art ist. Aber Monika geht nur mit einem Neigen des Kopfes an ihr vorüber.

„Ich kann nicht reden mit ihr", muß sie denken. „Ich weiß, im Grunde genommen kann sie ja gar nichts dafür. Sie wird ja gar keine Ahnung haben, diese blonde Frau, wie sehr mein Leben verwurzelt ist mit der Sägemühle. Trotzdem, ich kann nicht reden mit ihr. Kann ihr kein Wort geben, kein gutes, aber auch kein schlechtes . . ."

Monika schaut sich sogar um, schaut der Frau nach. Wie ihr Haar flimmert in der Sonne. Und wie sie durch den leuchtenden Abend geht, so unerhört jung und federnd . . .

„So war ich auch einmal", klingt es in Monikas Herzen. „So jung, so voller Glauben und Vertrauen an das Glück. Und nun steh ich einsam am Weg, so ganz allein und so müde . . ."

Als sie heimgeht, ist es schon dunkel. Nur von der Sägemühle herauf schimmert Licht. Monika bleibt lange stehen und schaut hinunter. Hinter diesen freundlich erleuchteten Fenstern wird er sitzen mit seiner jungen Frau, der Haller-Jakob.

Nicht weiterdenken, gebietet sie sich gewaltsam. Ja, gebiete nur dem Herzen etwas. Es ist ein kleines, eigensinniges Ding, das sich nichts verbieten lassen will.

Alte Quellen, die Monika längst versandet, verschüttet glaubte, brechen wieder auf . . . wie damals . . . wie damals.

Und der Sägemüller sitzt tatsächlich um diese Stunde mit seiner Frau hinter den erleuchteten Fenstern in stiller, schöner Behaglichkeit. Die Stube ist so freundlich durchwärmt, und aus der Ofenröhre kommt der süßliche Duft gebratener Äpfel.

„Du", sagt die Frau. „Heute ist mir die Dingsda, na, wie heißt sie denn gleich, die da oben vom Kollerhof?"

„Die Monika?" fragt Jakob und hebt witternd den Kopf.

„Ja, richtig, Monika. Aber sie hat mir nicht einmal für meinen Gruß gedankt."

„Ach, du wirst dir doch deswegen nix denken", meint Jakob in einem Ton, der gleichgültig klingen soll.

„Nein, das nicht. Aber trotzdem — du, ich könnte das Mädchen immerzu ansehen. Sie ist so eine eigenartige, herbe, beinahe strenge Schönheit. Findest du nicht, Jakob?"

„Ich?" sagt er und versucht zu lachen. „Geh, was dir net einfallt. Meinst, daß ich die so genau anschau? Weißt doch, daß wir Feindschaft haben."

„Aber ich doch nicht. Ich möchte mich gern einmal mit ihr unterhalten."

„Ja, freilich, sonst fallt dir nix ein", stottert Jakob. „Komische Gedanken hast du manchmal, Weiberl, ist schon wahr, recht komische. Was hast denn da, wenn du dich mit der unterhältst? Weißt ja gar net, ob sie mag, dann bist du wieder die Blamierte. Geh her, unterhalt dich lieber mit mir, das ist dankbarer."

Frau Lisa ist viel zu ahnungslos, als daß sie in dem hastigen Gebahren ihres Mannes und in dem schnellen Umschwung des Gespräches etwas vermutet hätte. Insgeheim aber denkt sie: „Ich werd' sie doch einmal ansprechen, die Monika oben. Es kann doch gar nicht sein, daß sie mich einfach stehen läßt ohne Antwort. Und dann werd' ich ihm sagen: „Jakob, siehst du, wir sind doch sehr gute Bekannte geworden, ich und die Monika."

Es sollte aber doch nicht mehr dazu kommen.

(Fortsetzung folgt.)

Jörg nimm's mit dem Galgen auf.

Historische Erzählung von **Erich Kunter.**

Eine kleine Gruppe, die zur Nachhut der Kaiserlichen gehörte, besetzte Lobsdorf, einen in der Nähe der starken Festung liegenden Ort. Die Schweden saßen dem Tilly dicht auf den Fersen, und die Nachzügler der Zurückweichenden konnten sich in den Nestern nirgends halten.

Das Häuflein wurde in der Wachtstube und den Kellerräumen im Rathaus einquartiert. Unter den Landsknechten befand sich auch Jörg Unsolt. Alsbald sprach es sich im Ort herum: „Der Jörg ist wieder da!"

Der große Krieg hatte die Leute abgestumpft; die wichtigsten Ereignisse ließen sie gleichgültig. Aber das Erscheinen des seit vier Jahren Verschollenen erregte Aufsehen. Die Einwohner kamen in ihren Wohnungen zusammen, standen in den Gäßchen herum, klatschten. „Wie ist das nun?" zeterten sie. „Der Jörg fällt unter das Stadtrecht. Er läuft frei und frech unter uns ehrlichen Bürgern umher. Das dürfen wir nicht dulden."

Und eine Abordnung vom Rathaus erschien vor dem Anführer des Trüppleins und forderte: „Der Jörg Unsolt ist ein Galgenvogel und Brandstifter. Vor fünf Jahren wurde er von uns verurteilt, am Galgen zu hangen. Doch der Bursche brach aus und entwischte. Nun hält er sich aber wieder innerhalb der Bannmeile der Stadt auf, und Ihr seid verpflichtet, ihn auszuliefern."

Der alte Lanzer tat einen gewaltigen Zug aus der Kanne und wischte sich den Schnauzbart. „Wo ich mit meinen Söldnern stehe", erklärte er, „da ist kaiserliches Gebiet und kaiserliche Gerechtsame. Ihr müßt also mit dem Hängen schon warten, bis der Krieg aus ist, der Jörg sein Landsknechtwams abtut und zu euch als biederer Zünftler zurückkehrt."

Es blieb den Lobsdorfern nichts übrig, als voll Verdruß unverrichteter Dinge heimzukehren und ihren Mitbürgern Bericht zu erstatten. Die Leute murrten und nahmen eine feindselige Haltung den Landsknechten gegenüber ein. Die ließen sich das nicht anfechten und lachten. Nur Jörg ging mit düsterer Miene umher. Man begegnete ihm überall mit gehässigen Blicken und unverhohlener Verachtung. —

Die Landsknechte hatten die Verteidigungsanlagen des Städtchens notdürftig instandgesetzt. Aber sie wußten, sie würden den Ort gegen die heranziehende Übermacht nicht lange halten können.

Die Vorhut des Feindes, wohl tausend Mann stark, kam herbei und bezog vor den Toren des Städtchens im hügeligen Gelände Stellung.

Ohne Wissen des Anführers der Landsknechte begaben sich schon wenige Tage später einige vom Stadtrat bestimmte Unterhändler zu dem Hauptmann der schwedischen Truppe. Der hörte sich das Begehren der Stadtväter lächelnd an und sagte dann: „Ihr wollt also, ihr Guten, daß ich euch ungeschoren lasse und möglichst schnell weiterziehe. Ich aber hatte mir die Sache so gedacht, daß ich euch ein lützel brandschatze und etlichen von euch ein bißchen die Schlinge um den Hals lege."

Die Ratsherren standen verdutzt und schwitzend vor dem Schwedenhauptmann; winselten, er möge die armen, heimgesuchten Bewohner Lobsdorfs verschonen. Es sei doch auch sein Vorteil, da man sonst den Führer der Kaiserlichen nicht an der Verteidigung des Ortes würde hindern können, und die schwedischen Truppen dadurch noch manche unnötigen Verluste hätten.

„Hört meine Bedingung!" ließ sich der Hauptmann wieder vernehmen. „Ihr liefert meinen Truppen für drei Tage Verpflegung. Und noch eins: zur Strafe dafür, daß die Stadt die Tillyschen aufnahm, müßte ich eigentlich einen Blutsold fordern, so ein Dutzend Köpfe eurer erlauchtesten Herren. Ich will mich aber mit einem begnügen. Einer von Lobsdorf muß hängen. Suchet, ob einer sich freiwillig möcht' für die anderen opfern!"

Den Unterhändlern verschlug's die Antwort vor Schreck. Was sollten sie von einer solchen Forderung halten, und wie sollten sie sich dazu stellen?

„Alsdann überlegt's euch, ihr Herren!" sagte der Hauptmann. Er holte aus einer Ecke einen schmutzig-grauen, schäbigen Strick hervor, deutete darauf hin: „Sieht vertrauenerweckend aus, wie? Für einen stämmigen Galgenvogel schon. Denn dieser Strick ist nicht gar so dauerhaft und derb wie meine anderen, obschon er seine Schuldigkeit tun dürfte. Wisset, ich kannte einmal einen, dessen Genick und Gewicht so stark waren, daß der Strick am Galgen riß, wie er daran gehängt werden sollte. Vielleicht habt ihr auch einen so starken, stiernackigen Mann! Der könnte dann nicht nur das Leben der anderen, sondern auch sein eigenes retten. Denn ich lasse keinen zweimal hängen. Einmal, und damit basta! Ist er stärker als der Strick, so mag er laufen. Mich gelüstet's nur nach einem possierlichen Schauspiel."

Der Hauptmann lachte vergnügt und klopfte dem Ratsherrn Eberlei auf die Schulter. Der große vierschrötige Sägereibesitzer zuckte zusammen. „Das wäre ein Stücklein für Euch", meinte der Teufelsschwede. „Ihr wäret der richtige Mann, der's mit dem Galgen aufnehmen könnte. Ein ordentlich Maß und Gewicht, dem der Strick vielleicht nicht gewachsen ist." —

Die Ratsherren gingen verstört und voller Sorgen nach Hause. Sie ließen die Bürgerschaft auf den Anger rufen und verkündeten dort den Spruch des bösen Feindes. „Wenn sich einer unter uns nicht opfert", sagte der Bürgermeister, „dann werden viele Lobsdorfer ihr Leben lassen müssen."

Erregung und Angst bemächtigte sich der Leute. Opfern? Wer sollte sich opfern, wer würde es freiwillig tun? Das Leben achtete in diesen Zeitläufen wahrlich jeder gering; und mancher, dem der Krieg alles genommen hatte, wünschte sich den Tod. Wenn's ans Hängen ging, dann in Teufels Namen! Aber freiwillig sich dazu anbieten? Nein, der Entschluß war zu herb und vielleicht gar eine Sünde . . .

Der Bürgermeister hob den Strick hoch, dieses Zeichen grausamer Verhöhnung menschlicher Würde durch einen übermütigen Sieger, dessen satanische Phantasie sich ein boshaftes Spiel mit Menschennot und Seelenqual ausgedacht hatte. „So waren seine Worte", sagte der Bürgermeister, „wer's mit dem Galgen und diesem Strick aufnimmt und dabei Sieger bleibt, so daß sein Gewicht den Strang zerreißt der darf frei davon gehen!"

Schweigen folgte diesen Worten. Zwiegespräche verstummten; lastende Stille legte sich über den Platz. Viele zogen sich unwillkürlich in den Hintergrund zurück. Unheimlich war's in der Nähe des Bürgermeisters, der den Strick wie eine züngelnde Schlange über sich an einen Zweig des Baumes gehängt hatte.

Da geschah das Unfaßbare. Jörg Unsolt trat aus einem Winkel hervor, auf den Bürgermeister zu, nahm den Strick vom Baum und ließ ihn prüfend durch die Hände gleiten, legte ihn schließlich mit einer lässigen Gebärde um seinen Hals.

Die Leute hielten den Atem an. Die ruhige, kaum gehobene Stimme Jörgs klang an jedermanns Ohr kurz und hart: „Ich will es tun."

„Ihr?" fragte der Ortsvogt ungläubig und bestürzt. „Wie kämt Ihr dazu?" — „Einer muß es tun. Für viele."

Die Versammelten blieben immer noch stumm im grenzenlosen Staunen. Endlich tönte aus der hinteren Reihe eine Stimme hervor: „Er will sühnen."

Da kam Bewegung in den Todbereiten. Seine Augen blitzten, und die Zornesader auf seiner Schläfe schwoll an. Blitzschnell und mit starken Armen zerteilte er die Reihen und zog daraus den Ratsherrn Eberlein hervor. Und jetzt rief er überlaut, als müsse er's in alle Welt hinausschreien: „Nein, ich will und brauche nicht zu sühnen, Lobsdorfer! Ein Gottesgericht soll sein. Ihr habt mich damals zu Unrecht verurteilt! Ich legte den Brand am Sägewerk Eberleins nicht an, wie er mich bezichtigte. Ich wollte mich nicht dafür rächen, daß er mir die Hand seiner Tochter verweigerte. Wenn ich stärker bin als der Strick, ist das bewiesen."

„Wenn du stärker bist als das Strick, ist das bewiesen", tönte es vielstimmig zurück.

„Oder", meldete Jörg sich noch einmal, „wenn der Ratsherr Eberlein seine Beschuldigung durch Gottesurteil erweisen will, so soll's mir recht sein."

Der Rückzug Eberleins glich fast einer Flucht. Hohn und Schmährufe folgten ihm. — — —

Noch am Nachmittag desselben Tages wurde Jörg im wahren Triumphzug von der Menge zur Richtstätte geleitet. Im Halbkreis standen die Leute um den Galgen. Auf der anderen Seite hatten sich die Schweden aufgestellt. Voran ihr Hauptmann, der in verhaltener Spannung den Spitzbart strich und mit kleinen, kaltglitzernden Augen die Vorbereitungen verfolgte.

Der Henker stand oben auf dem Gerüst. Jörg stieg vollkommen ruhig die Leiter zu ihm hinauf. Er hatte eine herrliche Gestalt, war groß und breitschultrig. Eine ungeheure Kraft strahlte von ihm aus. „Na, Freundchen, wirst du es schaffen?" grinste der Henker. „Möchte dir wohl dazu helfen."

„So hilf mir dazu!" erwidert Jörg. „Brauchst mir nur einen ordentlichen Stoß zu geben."

Der Henker legte Jörg die Schlinge um den Hals und gab ihm mit aller Kraft einen solchen Stoß, daß selbst das Gerüst erzitterte. Ein einziger Schrei aus vielen Kehlen erscholl drunten. Die glotzende Menge stob auseinander. Frauen weinten schrill auf. Andere knieten die ganze Zeit im Gebet.

Der schwere Körper stürzte herab und gab sich in äußerster Anstrengung selbst noch einen heftigen Schwung. Und der Strang riß. Jörg lag bewußtlos auf dem Rasen.

Die Menge tobte, weinte und betete, geriet in Verzückung. Auf dem Wagen wurde der Ohnmächtige feierlich heimgeholt. Er lag noch ein paar Tage zu Bett. Sabine Eberlein pflegte ihn. „Ich habe vier Jahre lang entgegen dem Willen meines Vaters auf dich gewartet", sagte sie, „hab' alle Freier ausgeschlagen und wäre ohne dich alte Jungfer geworden. Ist das nicht Beweis genug, daß ich auch ohne Gottesurteil an deine Schuldlosigkeit glaubte?"



Bunte Chronik



120pfündiger Stör fängt sich im Flußarm.

Der Stör, der in seinen geschätztesten Arten den Kaviar als Leckerbissen liefert, kommt auch in Italien vor, wo er von der Adria in die Flüsse aufsteigt. Soeben haben die Bewohner von Wighizolo d'Este in der Nähe von Ferrara, in dem Gewirr des Po Deltas im sogenannten Canale Santa Catharina ohne Mühe einen gewichtigen Fang gemacht. Ein riesiger Stör von 120 Pfund war durch die wieder zurücktretende Flut in einen kleinen Flußabschnitt einfach dem Zugriff preisgegeben. Er war bei starker Überflutung an die Stelle gelangt, ohne die ziemlich beträchtlichen Bodenunterschiede zu verspüren. Beim Zurücktreten der Flut saß dann dieses Prachtexemplar in einer natürlichen Grubenfalle gefangen.

Das heilige Schwert des Kaisers von Japan.

Das japanische Kaisertum hat einen tiefen religiösen Wert; es schlägt die Brücke zur Ewigkeit und steigt aus der mythischen Vergangenheit empor. Diese Bedeutung hat auch das heilige Schwert des Kaisers.

In jenen mythischen Zeiten zog sich ein Göttersohn den Zorn der Himmlischen zu, und sie verbannten ihn auf die Erde, wo er das heutige Japan durchwanderte. Auf seiner Wanderung erreichte er einen Fluß. Als er zwei Eßstäbchen den Strom hinabschwimmen sah, wußte er, daß er sich in menschlicher Nähe befand. Bald erblickte er eine Hütte, in die er eintrat. Aber in ihr herrschte großes Leid. Die alten Eltern saßen in stummer Trauer bei ihrer weinenden Tochter. Auf seine mitleidigen Fragen erzählten sie, daß dies junge schöne Mädchen die letzte und jüngste ihrer acht Töchter sei; jedes Jahr habe ein Ungeheuer, das in der Nähe hause, eine Tochter zum Fraße geholt — nun sei der Tag nicht mehr fern, an dem die letzte dasselbe Schicksal erleiden müsse. Da erklärte der Göttersohn, er werde das Mädchen retten. Fässer mit Reiswein mußten sie herbeischaffen; die Tochter aber mußte sich so auf den Ast eines Baumes setzen, daß sie sich in dem Reiswein der Fässer spiegelte. So taten sie, und das Ungeheuer kam. Beim Anblick des Reisweines und der schönen Mädchenbilder darin geriet es in freudige Raserei und trank zunächst die Reisweinfässer leer. Die Wirkung des starken Weines ließ nicht lange auf sich warten, es wurde schlapp und müde. Darauf hatte der Göttersohn gewartet, er stürzte aus seinem Versteck und griff es mit seinem Schwerte an. Ein langer Kampf entbrannte und endete mit dem Tod des Ungeheuers, in dessen Leibe der Sieger ein Schwert fand. Und dies Schwert ist, so ist der Glaube, das heilige Schwert des Kaisers von Japan.

Das 31. Kind — ohne Zwillingsgeschwister geboren.

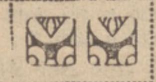
Eine Ehefrau in Belgrad hat jetzt ihrem 31. Kind das Leben geschenkt. Es ist das erste Kind, das ohne Zwillingsgeschwister zur Welt kam. Bisher wurde die Familie immer von Zwillingen und Vierlingen überrascht.

Giftstoffe, die vom Meeresgrunde aufsteigen.

An der Westküste Südamerikas wurde vor einiger Zeit ein Massensterben von Tintenfischen und einer Art von Schellfischen beobachtet. Im Zusammenhang damit wurde festgestellt, daß zahlreiche Seevögel, die sich von den erkrankten Fischen näherten, eingingen. Der Grund! Es wird vermutet, daß sich durch tektonische Vorgänge unterseeische Gifte gelöst haben, die nun zur Oberfläche des Meeres heraufsteigen und unter den Fischen diese Vernichtung hervorrufen.



Lustige Ecke





„Nun können die anderen wohl nicht mehr mit, ich höre sie ja gar nicht mehr hinter mir!"

Verantwortlicher Schriftleiter Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg